

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-336666](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-336666)

Ernte.

Von Frib Müller.

Der Niedhofer hieb auf den Eichenstich: „Sapprament, sapprament, sappra!“ Dann schlug er eine Tür krachend zu. Den Wandkalender schmiß er in die Ecke. Die Wanduhr zog er zum zweiten Male auf, „Malefizbandel!“ schrie er in den Stall hinein. Dann hinkte er einmal ums Haus herum. Jetzt saß er schnaufend auf der Heimgartenbank: Was hatten sie gesagt? „Bleibst schön daheim, Vater, hütst derweil das Haus, wir gehn zum Mäh.“ — „Zum Mäh?“ hatte er aufgemuckt, „zum Donnerwetter! ich will auch —.“ — „Freilich, Vater, freilich, beim Ausladen heute nachmittag bist du auch dabei.“ Und dann waren sie, die blinkenden Sensen auf den Schultern, in den Laumorgen hinausgezogen. Und die Altmagd hatte noch zurückgeschrien: „Das Griechmus steht im Ofen, Bauer!“

Zum Deizel mit dem Griechmus! Mähen wollte er!

Das bißchen Kunstfuß, das er aus dem Felde mitbrachte, schlug ihm noch lange nicht die Sense aus der Hand. Dazu gehörte mehr als ein lumpiger Krieg. Und seine Kinder hatte er jetzt auch heraus. Zu einem Austragsbauern wollten sie ihn mit Griechmus herunterpöppeln, damit er übergäbe. Die sollten sich brennen!

Mächtig polterte er durchs leere Haus. Auf einmal blieb er stehen: sie werden ihn doch seine alte Sens' nicht mitgenommen haben!

Nein, da hing sie tren. Er streichelte das verschwitze Holz. Er spiegelte den harten Bauernkopf in ihrem Silberblatt. Er fuhr liebevoll mit schrundigem Finger die scharfe Schneide lang: „Probier'n wir's halt!“

Die Bixnerwiese war ein grünes Dreieck auf dem Hügel. Mit der Spitze stieß sie auf dem Hügelkamm an die Wiese des Nachbarbauern auf der anderen Seite. Wo die beiden Spitzen sich trafen, stand der Grenzstein R. B. 02.

Der Niedhofbauer hinkte die Gräserkompagnie seiner Wiese hinaus. Durchaus nicht leutselig, sondern grimmig musternd. Wie's der Zufall, oder was man so benennt, fügte, tat der Nachbar auf der anderen Seite just dasselbe. Am Grenzstein stießen sie zusammen, jeder seine Sense hochgeschultert.

„Aha,“ sagte der Nachbar, „mähst heut auch!“

„Sell woll, und du?“

„Ich auch halt.“

Die gleichen drei Säglein hatten sie sich vor dem Kriege schon zwei dutend Male oder öfter hingeschmissen wenn es Hengen war, und waren dann vergnügt ans Werk gegangen. So auch heute. Aber wie sie sich den Rücken kehrten, um am Hügel unten an der breiten Dreieckseite anzufangen, fiel den Nachbarbauern der Kunstfuß des andern ein. „Wirst dich schwer tun, Niedhofer.“

„Schwer? Warum?“

„Ich mein halt, weg'n dei'm Fuß.“

„Almas, schwerer nicht als du — könnt leicht sein, daß ich früher fertig bin als du.“

„Geh, Niedhofer, schneid' nicht auf, deine Wies'n drei Dezimal mehr als meine hat und wo —,“ er schlenkerte den Kunstfuß.

„Wenn du mit dem Fuß mähst — mäh' mit die Händ',“ spottete der Niedhofer.

„Geh, Niedhofer, laß das deine Kinder machen. Es ist eine Schand' von ihnen, daß sie ihrem armen Vater —“

„Halt's Maul und mäh'. Wenn's auf Maul ankäm', so wärst schon fertig.“

Jetzt wurde auch der Nachbar laut. „Die Großsprecherei haben's dir nicht ab schneiden mit dei'm Hagen, leid könnt'st er tun —“

„Leid? Daß ich nicht lach!“ Des Schwepfens war er plötzlich überdrüssig. Ein stählernes blitze in seinem Grauaug' an. „Meine drei Dezimal wett' ich, daß ich früher fertig werd'. Und was wettst du?“

Mit einem Schlage war kein Mittel mehr im anderen. Kampf war da. „Drei Dezimal? Ich wett' auch drei — fünf gegen deine drei von mir aus —“

„Ich will niz voraus!“ brüllte der Niedhofer, „gleich sind wir — drei auf drei — ausg'redt' ist jetzt — g'arbeit' wird!“

Stumm schritt jeder seine Hügelseite hinunter. Stumm sah jeder auf zum Himmel überdeckt? Um so besser. Rauschend fuhr der Stahl ins Gras.

Nach drei Schritten schwang der Körper altgewohnt in den Hüften. Ein Grashalbkreis nach dem anderen seufzte auf

nf. Gm, der erst un d drei Dezimale? —
 e Senienchwünge wurden rascher.
 Wie weit der auf der anderen Seite wohl
 on — is mir gleich, ich mäh' für mich,
 : mich — ich sag's ja, meine gute, brave
 nf' . . .

beiseite stoßen. Aber da war es kein Stein.
 Der Kunstfuß selber war es. Er mußte ihn
 beim Mähen sanfter nachziehen. Sanfter?
 Jetzt grad extra nicht! Kauschend fuhr der
 Stahl ins Gras . . .
 Das Gewölk verflog. Die Sonne brannte.



Nach dem ersten Hundert Sensschnitten
 er reckte er sich doch. Nicht rastend. Nein
 e Stolz. Durch fünf Jahre reckte er den
 egszermertelten Körper: Ha, ich bin der
 te, mähen kann ich wieder, mäh'n wie
 tendeinander. —

Uff, ein Stein am Fuß? Fast wär' er
 geschnackelt. Achlos wollte er den Stein

Schweiß rann über fest aufeinandergebissene
 Zähne. Die Sense klang. Was für ein
 Nechzen war das hinterher? Vom Riedhof-
 bauern war es nicht. Der kämpfte, der
 hatte keine Zeit zu ächzen. Die Verschrau-
 bung zwischen Filz und Schiene ächzte.
 Wenn sie bräde?

Geda, Büberl, laufft zum Riedhof —

kennst dich ja aus dort — hinterm Spiegel in der Eckstuh'n steht ein Blechding's mit einem langen Schnabel, das bringst mir. — Kriegst auch morgen eine Rudel, lauf!"

Das Büberl lief, das Büberl kam, das Delfkännchen in der Hand. „Bist ein braves Büberl, keinen Tropfen hast verschütt' — hilfst mir noch den Stiefel ausziehen, gelt? — G'schwind, Bürscherl, g'schwind — hörst's noch nicht mah'n von drüben? — Gelt, da schaut, was ich für Schrad'n hab' am Fuß — hinein ins Löcherl mit dem Schnabel — ist schon g'nug — daß ich jetzt erst dran denk: hätt'st mir nur derweil mei'n Sens'n g'weht . . ." Rauschend fuhr der Stahl ins Gras . . .

Höher stieg die Sonne, immer höher. Später ward das Dreieck, immer später. Eine halbe Stunde, wenn er es noch aushielt — hu, das war wie flüssig Blei im Strumpf und langte bis hinauf ans Herz. — „Büberl, hol mir im Niedhof den Schemel in der Kuchel unterm Kruzifix — am Fenster müssen Riemen liegen, die bringst mir auch — lauf, Büberl, lauf . . .“

Ein Kunstfuß flog ins abgemähte Gras. Ja, wie das kühle! Wie das gut tat, mit dem bloßen Stumpf auf seinem Grund! Dann schnallte er den Stumpf auf den Schemel. Ja, so ging es. „So, Büberl, hast derweil die Sens' ein wenig g'schärft — ist doch gut, wenn man zuhaus was g'lernt hat — kriegst zwei Rudeln morgen — geh

auf d' Seiten, daß ich mehr in Schwung komm' —“ Ein Schemel rüdte längs des Wiesenrandes, rauschend fuhr der Stahl ins Gras . . .

Das Dreieck schmolz. Fast auf der Höhe war er angelangt. Jetzt noch ein Duker Sensenstiehe — Mutter Gottes hilf! Einmal, zweimal, dreimal, viermal, fünfmal — der verfligte Herzkrampf! — Hätt' sich ein anders Stünderl suchen können wie er heute jezt! — Sechsmal, siebenmal — die drei letzten Stiehe steh' ich, hupf' ich achtmal — na, wird's schon dunkel, daß ich nichts mehr sehe? — neunmal — zehnmal — elfmal — gezwungen hab' ich's — zwölftmal — ha —

Kling, machte seine Sense auf dem Grenzstein und zersprang. Kling machte auch die alte Niedhoferherz und verging.

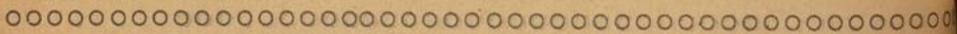
Ueber seine letzte Grasbreite sprang der Razbauer: „Niedhofer, bist g'fall'n?"

„Niedhofer, hast dir wechtan?"

Von der Straße kamen sie heraufgelacht und schreiend, drohend: „Razbauer, was hast du unserm Vater g'macht!"

„Nix hab' ich ihm tan — selber g'macht hat er sich aus der launigen Welt — b'hüt di Good, Niedhofer, du hast's schön als mir — jaso, dein Grabstein muß in die noch setzen . . .“

Und hob mit mächtigem Ruck den Grenzstein N. W. 62 und setzte ihn drei Dezimter weit über den Kamm in seine Wies'.



Sommerrast.

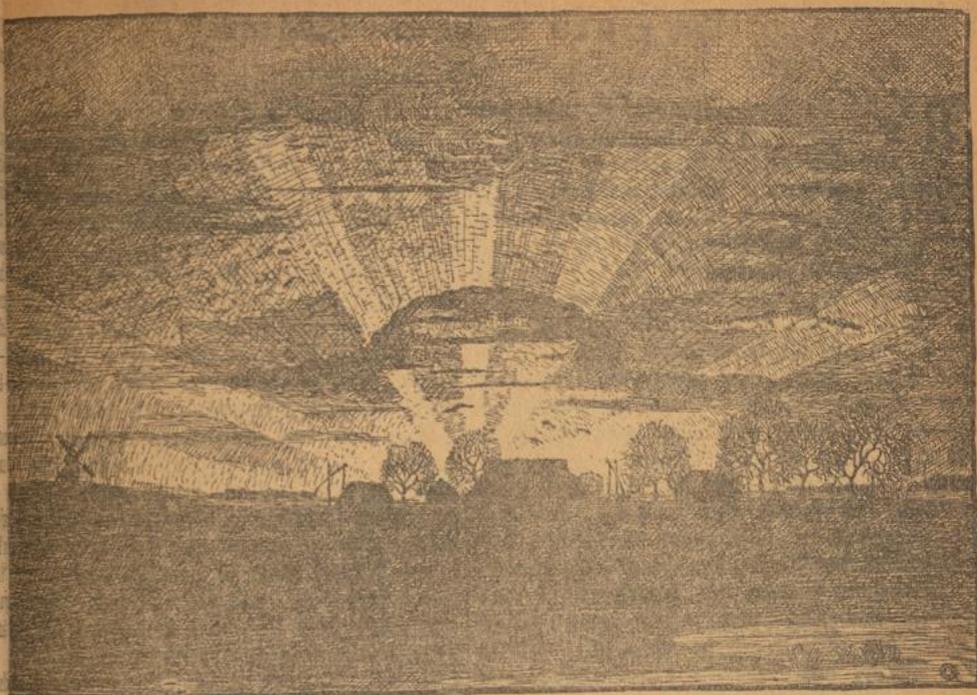
Von Wilhelm Weigand.

Tief in lichten Blütensternen,
 Glanz und Duft auf Feld und Fernen,
 strahlend spielt ein Sommerwind.
 Und ein unbegreiflich Sehnen
 will die Brust zum Springen dehnen,
 und doch blick' ich wie ein Kind.

Ruh ein Ton, ein Bienensummen,
 und ein atmendes Verstummen —
 Silberne webt es überm Feld,
 und auf goldsmyragd'nen Wogen
 weicher Wiejen kommt's gezogen
 wie ein Lichtgesicht der Welt.

Und es schwindet Duft und Schauen!
 Seliger in selig Blauen
 taucht mein Blick, in Ueberglanz
 aller Nähen, aller Weiten,
 schimmernder Unendlichkeiten — —
 Licht und Stille bin ich ganz.





Milde Landschaft.

Federzeichn. v. O. Gruber.

Den Auswanderern.

Von Ludwig Finckh.

Unter der Welten-Esche Jagbrasil wohnen die Menschen. In einem Erdenvinkel, beschattet von ihren Zweigen, leben die Deutschen, verträumt, weltfremd, gläubig. Wo hinlommen, da lächeln die andern.

Aber aus ihrer Einsamkeit sind Seelen gewachsen — Maler: Dürer, Holbein, Cranach; Musiker: Bach, Beethoven, Mozart; Dichter und Denker: Schiller, Goethe, Kant; und sie erfinden Farben, Maschinen, Flugschiffe — denn sie sind schöpferische Menschen. Und dies alles wollten sie den andern bringen.

Da wurden die anderen Menschen unwillig und trieben sie in ihren Winkel zurück: „Die Erde gehört uns!“ Und sie nahmen ihnen ihre Farben, Maschinen und Flugschiffe.

So müssen die Deutschen wieder von vorn anfangen, zu malen, zu musizieren, zu dichten, zu erfinden. Und sie werden aus ihrer Herzens-einsamkeit schöpfen als aus dem Urquell, und doch einmal aus sich leuchten lassen ihre Seele.

Eine Bubenschule in Ulm hat über einen Feteritag aufgeschrieben: „Etwas von meiner

Familie und von mir.“ Da war vieles, was sich die Jungen vorher noch nicht klar gemacht hatten. Und am Schlusse stand fast bei allen: „Wenn ich ausgelernt habe, gehe ich ins Ausland.“ —

Ihr Buben und jungen Auswanderer, vergesst im Ausland nicht eure Heimat! Wo Vater und Mutter lebten, wo ihr die ersten Frühlingstränke gebrochen und die jungen Vögel habt singen hören, wo ihr herumgesprungen seid als Kinder, barfuß und barhaupt, in Gassen und auf dem Waldboden, da ist die Wurzel eures Seins. Sehet hinaus in die Länder, machet uns Ehre und bleibet Deutsche! Wachtet auf, reißt euch den Schlaf aus den Augen, wir wollen keine Träumer mehr sein, wir wollen klar in den neuen Morgen sehen; und wir wollen zu den anderen unsere deutsche Seele bringen, die Seele Dürers und Bachs und Goethes und derer, die über allem Reich und Kleinmut stehen: der Schöpfer. Die Welten-Esche Jagbrasil wölbt sich über die Menschen; sie sollen nicht mehr über uns lächeln.

Nur einen Mann aus Millionen!

Von Rudolf Krauß.

Als sich im Revolutionsjahre 1848 das Riesenaufgebot der deutschen Idealisten und Theoretiker, Professoren und Gelehrten, Denker und Dichter nicht fähig erwiesen hatte, die doch von der ganzen Nation innig ersehnte und stürmisch verlangte deutsche Einheit zu schaffen, da wandte sich das Vertrauen der Masse von der durch die Allzweckseln verkörperten Intelligenz ab, und sie setzten auf die letzte Karte ihres Hoffens den Schrei nach einem Einzigen. Ein deutscher Dichter machte sich zum Herold dieses neuen Begehrens und schuf das geflügelte Wort: „Nur einen Mann aus Millionen!“ Und siehe, das Schicksal war uns gnädig: es sandte den einen, der das Wunderwerk zu vollbringen vermochte, den Wohltäter, den Retter, den Heros — Bismarck!

Wiederum fordert das deutsche Volk, das keinen Ausgang mehr sieht aus seiner Not, den Mann vom Schicksal. Durch die Städte und Dörfer, die Straßen und Gassen, die Paläste und Hütten, die Studierstuben und Fabriksäle schleicht die Sehnsucht nach dem neuen Messias, und schon beginnt der Ruf lauter und lauter zu ertönen. Wird er kommen? Wird er das Schicksal abermals so wohl mit uns meinen? Er wird! weil es sein muß. Aber wann wird es sein? Bald, unverzüglich — wir haben ja keine Zeit zu verlieren! Schon gaukeln die Vorläufer vor ihm her, die falschen Heilande, die sich selbst für die rechten halten, und denen es gelingt, eine Spanne lang Gemeinden um sich zu sammeln, bis ihre Anhänger erkannt haben, daß sie von Schwarmgeistern zu Narren gehalten worden sind. Aber wo bleibt der wahre? Gewiß ist er längst geboren, weißt unerkannt, namenlos in unsrer Mitte, oder gar mißachtet, verhaßt, wie — Bismarck.

Freilich wird er diesmal ganz anders aussehen. Nicht mit gepanzerter Brust und in Kürassierstiefeln wird er durch unsre Reihen schreiten. Wohl wird er der Stärkste von allen sein, denn er wird unsrer aller Mühsale auf seine Schultern nehmen, ohne unter der Last zusammenzubrechen — der Stärkste, aber zugleich auch der Parteilose. Auf leisen Sohlen wird er, wo sich Entmutigte, Verzagte, Verzweifelte zusammen-

geballt haben, mitten unter sie treten, um sie aufzurichten, zu trösten, zu ermuntern. Er wird die verlorene Hoffnung wieder in die Herzen senken, den Glauben an uns selbst uns zurückgeben, das Vertrauen in die eigene Kraft, in die ausgeweitete Zukunft in die weltgeschichtliche Sendung der Nation. Er wird uns zu Gemüte führen, was wir in der Vergangenheit vollbracht haben, in der allerjüngsten gerade; er wird uns be weisen, daß die Seele eines Volks zwar eine Weile schlummern kann, aber schließlich doch wieder erwachen muß, wenn nur der Rechts kommt, der sie aufrüttelt. Denen, die nicht aufhören wollen, die Blicke nach rückwärts zu richten und das Entschwundene zu bejammern, wird er zeigen, daß das, was wir verloren haben, nicht so herrlich und unerlässlich gewesen ist, als sie wähnen. Den andern, die über die neu errungene Freiheit allzu laut triumphieren, wird er vorwarnen, daß sie ohne freiwillige Unterordnung zum Verderben führen muß. Er wird uns vor allem Bringer jener neuen Ideen sein, die uns als einziges Rettungsmittel vor uns schweben, und um die sich Tausende so hart abmühen, ohne sie doch erjagen zu können, weil sie sich nicht dem Schicksal abtropfen lassen, sondern den Lieblingen des Glücks als seltene Gunst wie reife Früchte in der Schoß fallen müssen.

Er wird uns belehren und erziehen, führen und leiten, retten und befreien. Wenn er es anfängt, wie er das Unerhörte zuwege bringt — sein Geheimnis! Vergeblich wirst du den Schleier davon wegzuziehen suchen. Wenn es die Spaten von den Dächern pfeifen würden, bedürftest wir ja seiner nicht.

Allen gehört er an, nicht einzelnen Teilen des Volksganzen. Wähnt nicht, er werde aus einer Partei hervorgehen, durch eine Partei groß werden oder gar eine Partei groß machen. Eine neue Partei wird sich um ihn scharen: die Partei derer, die an ihn glauben. Und sie wird ihn überdauern, weil sie nicht an seine Person gekettet ist, vielmehr an die von ihr ausstrahlenden Ideen. So wird er die auseinanderstrebenden Gliedmaßen des Volkskörpers wieder fest ineinander fügen, daß sie nicht mehr entzweigebrochen werden können.

Durch Sanftmut wird er alle, die nicht anz dem Bösen verfallen sind, unter seinen Willen beugen. Aber wehe denen, die verstockten Herzens sind! Denn furchtbar kann werden, wenn er den Donnerkeil entsendet und das strafende Schwert der Gerechtigkeit entblößt. Flammende Worte wird er in Mund speien, daß ein Zittern und Schrecken unter den Haufen derer fährt, die ihm widerstreben.

Und wenn er sein hohes Werk vollendet hat, wird er plötzlich wieder in der Menge verschwinden sein, aus der er aufgetaucht ist; er wird die Wellen, die ihn ans Land geworfen haben, werden ihn zurücksülen, aber nicht das Meer der Unendlichkeit.

Ihm werden keine Denkmale aus Stein gesetzt werden, und sein Name wird nirgends in ehernen Lettern prangen. Aber auf Millionen segnender Lippen wird er sein und in Millionen dankerfüllter Herzen wohnen.

Wird er kommen, der eine Mann aus Millionen? Gewiß, er wird! Unsr Pflicht ist es nur, auf ihn zu hoffen und an ihn zu glauben. Und wenn uns selbst in ungestillter Sehnsucht der Rest der Tage hinschwinden sollte, dann laßt uns wenigstens die Augen schließen in seligem Vertrauen, daß der Retter erscheinen wird für unsre Kinder und Enkel, für das künftige Geschlecht! —

Wie das Korn in der Aehre.

Von Ludwig Finkh.

Wie der Nebel liegt um unsere Seelen. Wo in aller Welt hat man als Lohn für Treue und unermessliche Mühsal Lohn und Vergeltung erfahren? In den alten Büchern steht es anders geschrieben, daß am Ende lauter Liebe und Eintracht herrscht, daß die Rechnung sauber aufgeht, daß die Hochzeit gemacht wird. Die Gerechten werden in den Ofen geschoben, die Bösen werden bestraft und die Guten belohnt.

Ja, in Märchen. Aber in der rauhen Wirklichkeit? Sind unsere Maßstäbe zu ein? Ist schon ein Drittel Ewigkeit vorüber? Ich schließe die Augen. Weihnachtlich wird mir's zumut. Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen. Ist die Bibel ein Märchen?

„Vater,“ sagt eine Stimme neben mir, und ich sehe meinen Vaten, der sich auf ein Butterbrot Honig aufstreicht. „Das ist auch noch nicht so ganz geschickt eingerichtet, daß die Bienen bloß Honig machen. Könnten sie nicht auch gleich Butter geben?“

„Das ist wahr,“ sagte ich. „Daran hat er liebe Gott bloß noch nicht gedacht.“

„Vater, sieh auch, was da herumfliegt!“

„Ein Brummhummeler, scheint's.“

„Nein, Vater, das ist was anderes.“

Von Zeit zu Zeit ein tiefes, leises Gerumm ausstoßend, flog ein Tierchen, nicht röhrender als eine junge Biene, an der Fensterhebe herum und wollte herein. Man konnte es gegen die Helle von draußen deutlich erkennen. Am Kopfe trug es zwei win-

zige trumme Hörnchen; im übrigen unterschied es sich von einer gewöhnlichen Biene durch nichts als durch ein niedliches, aber strobend volles Euterchen am Hinterleib.

„Das ist eine Kuhbiene,“ sagte ich mit wissenschaftlichem Ernst und Nachdruck, als hätte ich sie schon oft zu Gesicht bekommen.

„Nun ist's gut. Du brauchst im Bienenstand zu den Waben bloß noch kleine Löffchen aufstellen und sie jeden Morgen leeren, dann hast du, was du wolltest. Butter rühren mußt du freilich selber.“

Da wachte ich auf. Mein Bub saß neben mir und hatte ein Stück trockenes Schwarzbrot in der Hand und einen Apfel in der anderen.

„Ist es wahr,“ sagte er, „daß es früher zu Weihnachten schneeweißes Brot in Laiden gab?“

„Ja, das haben wir einmal so gehabt, und wenn wir uns brav halten und arbeiten, so kommt es auch wieder so.“

„Halten wir uns denn nicht brav und arbeiten?“

„Wir schon; aber andere nicht.“

„Ja, wann kommt es dann? Müssen wir auf die anderen warten?“

„Es kommt, wenn es Zeit ist,“ sagte ich.

„Alles muß erst reif werden, wie das Korn in der Aehre, und da kann der Bauer gar nichts dazu tun, das muß die Sonne und der Herrgott machen. Freilich muß er sich auch selber anstrengen. Viele meinen in der Stadt, es gebe nichts Schöneres als Bauer sein, und das mache alles von selber

über Nacht. Der Bauer dürfe nur hinstehen und zusehen. Und sie hätten auch gerne so. Aber wieviel Tropfen Schweiß da mit untergegraben werden in den Boden, wieviel Ueberstunden mit hineingepflügt und herausgemäht werden, wieviel verkürzter Schlaf und Regenwetter dazugedroschen ist, das riechen sie den runden Eiern, der goldgelben Butter, den mehligten Kartoffeln und dem Krautkopf im Korbe nicht an. — Es ist auch überall so: wenn ein Baum viel getragen hat, so muß er ausruhen und einmal ein Jahr überschlagen.

„Ja,“ sagte der Bub, „wir haben uns wohl übertragen. Und da muß man warten.“

„Freilich, Bub,“ und du wirst deine Weißbrotlaibe einmal noch erleben. Wir haben halt jetzt unseren Zucker in die Luft gepfeffert; so gescheit sind wir gewesen. Wir müssen unser Gold wieder aus der Luft holen. Kubbienen gibts nicht. Und der Herrgott hat sich das schon richtig überlegt. Aber Wunder geschehen doch noch alle Tage,

wenn man sich tüchtig hinsetzt und seinen Geist verspricht. Nichts war. Einmal hat einer das Pulver erfunden, einer den Buchdruck, einer den Dampfstopf, die Eisenbahn, die Elektrizität, einer das Fliegen, das Luftschiff, und das hört nicht auf, jeden Tag rückt die Uhr vor, bis zum letzten Tag, und Deutsche waren auch genug darunter. Im Kopfe sitzt. Und in der Hand. Und im Herzen. Und wer's da hat, dem läuten die Glocken doch, auch wenn kein Friede auf Erden ist; der Friede im Herzen ist besser. Und den müssen wir uns schaffen, jeder für sich, auf eigene Faust; ich, so lang und groß ich bin, und du, Büble, so klein du bist.“

Da sagte der Bub, und steckte den letzten Bissen Schwarzbrot in den Mund: „Wir wollen nächstes Jahr wieder Korn haben und Frucht schneiden und eine ganz neue große Sache erfinden, die es noch gar nicht gibt, und ich will auch dazu helfen.“

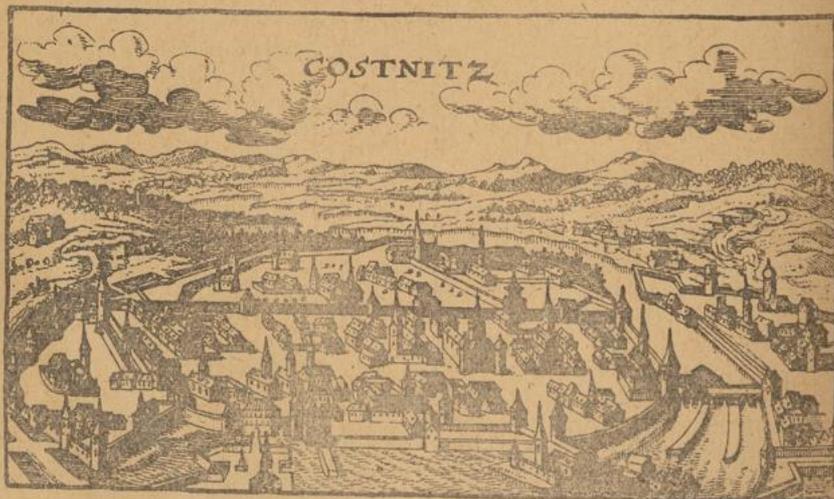
Und er rannte davon die Halbe hinaus in den dicken Nebel hinein.

Merkpruch.

Von Wilhelm Weigand.

Merk dir's in vollster Kraft,
die man beneidet:
Wer Schönheit schafft,
der leidet.

Umsonst ward Drang und Lust
noch nie gegeben.
Du zahlst mit wunder Brust
für höchstes Leben.



Alter Holzschnitt von Konstanz.

Das Land der Alamannen mit seiner Berge Schnee,
Mit seinem blauen Auge, dem klaren Bodensee,

Mit seinen gelben Haaren, dem Fehrenschmuck der Auen
Recht wie ein deutsches Antlitz ist solch ein Land zu schauen.

U. v. Schöffel.



Wir geschworne Ober und andere Meister des Ehrbaren Hand-
werks doren Lehremer in der Vorder Oesterreichischen Haupt Stadt Freiburg im
Breisgau beschreiben hiermit das gegenwärtige Gesell mit namem *Johann Baptist von ...*
gebürtig 1729 Jahr alt und von *...* Natur auch *...* Soarenist bij uns allhier = Jahr
17 *...* in Brict gefanden und sich sicher *...* stoffig *...* friedlich und ehelich mit einem jeglichen Hand-
werks Gesellen gefählet zu fallen hat. wachse wir also attelliren und deshalb unser sonnenliche Will. Meister diesen Br-
sellen nach Handwerks Gebrauch überall zu besörderen Ggionend ersuchen woltet. Datum Freiburg den 22. 1777

Ober Meister
Johann ...

Meister wo der Gesell gearbeitet
Johann ...

Freiburger Lehrbrief aus dem Jahre 1777.

Der Lehrbrief.

Von Otto Linde.

Der Krieg mit seiner Inanspruchnahme aller wehrfähigen Kräfte hat es mit sich gebracht, daß auch viele, noch in beruflicher Ausbildung begriffene junge Männer erst nach dem schmerzvollen Ende des Völkerringens sich entschließen, ihre Lehrjahre zum Abschluß zu bringen oder noch die Meisterprüfung als erstrebenswertes Ziel abzulegen. Die Tatsachen der Mehrung der Zugänge zu diesen Prüfungen, denen sich vielfach zur Besserung ihrer Lage auch Kriegsbeschädigte mit gutem Erfolg unterziehen, beweisen in erfreulicher Weise, wie auch im gewerblichen Mittelstand gleich nach dem Kriege allenthalben ein gesundes Vorwärtstreiben einsetzt, das dem Jung-Gesellen und jungen Meister gegenüber seinem bisherigen Arbeitsverhältnis wesentliche Vorteile zu bringen verspricht.

Eine urkundliche Bestätigung bescheinigt dem jungen Handwerker seine neue Stellung innerhalb seines Berufs, die er mit Fleiß errungen hat und auf die er stolz ist. Die Ausstellung dieser Urkunden in Form von Gesellen- und Meisterbriefen ist heute das Recht der Handwerkskammern und erfolgt auf Formularen, die, wie beabsichtigt, bald eine neuere ansprechendere Form erhalten sollen.

In der Blütezeit des Handwerks bis ins vorige Jahrhundert hinein stellten die Innungen oder Zünfte — in Nürnberg der Rat — die Lehrbriefe aus, die meist mehr oder weniger künstlerisch hochstehende, aber stets originelle, kalligraphische und mit Kleinmalerei geschmückte Kunstwerke waren, oder für die auch schon zunft- oder ortsweise verschiedene Formulare in Stich, Radie-

rung, Holzschnitt oder Schabkunst dienten. Jedenfalls trugen die alten Lehrbriefe bei weitem mehr Urkundencharakter und wußten die Wichtigkeit und Feierlichkeit der Tatsache eines stufenweisen, beruflichen Fortschrittes des nunmehr Geselle oder Meister gewordenen jungen Handwerkers unendlich viel mehr auszudrücken, als unsere heutigen Dokumente. Jahrhundertlang wurden oft in Familien derartige Lehrbriefe als bedeutsame Schriftstücke aufbewahrt und verfielen meist erst als Opfer der im vorigen Jahrhundert ausbrechenden, auf allen Gebieten verheerend wirkenden und seuchenartig sich verbreitenden Geschmackslosigkeit einem unwürdigen Untergang.

Der einem Meister „aufgedingte“ Lehrling trat mit dem „Aufdingen“ sozusagen in seines Lehrmeisters Familie ein, der ihm gegenüber Vaterrechte einnahm und die Pflicht der Lehre und Zucht — einschließlich körperlicher Züchtigung — des Lehrlings übernahm. Eine mindestens dreijährige Lehrzeit, für die ein Lehrgeld entrichtet werden mußte, war Vorschrift, in welcher der Lehrling meist strenge Lehrjahre durchzumachen hatte. Was Wunder, daß der Tag der „Losprechung“ des Lehrlings, wie man seine Erhebung in den Gesellenstand nannte, von diesem oft heiß ersehnt wurde und er nach der für ihn nicht gerade erheben- den Zeit der Lehrjahre seinen Lehrbrief in feierlicher Bedeutung dieses Tages glücklich „ausgeschenkt“ erhielt. Dieser Wichtigkeit entsprach auch die Abfassung des Wortlautes eines derartigen Briefes und der Eindruck einer ganz persönlichen Ehrung, die meist noch durch zahlreiche Unterschriften von Obermeistern und Meistern mit ihren beigedruckten, fast stets die Bürgerkrone stolz zeigenden Siegeln und den Innungs- oder Zunftsigeln vermehrt wurde. Die alten Lehrbriefe bieten eine Fülle von Anregungen für Graphiker, Schriftkünstler, Heraldiker, Graveure, Stempelschneider und Kunstfreunde im allgemeinen, zumal sie auch alle Stilveränderungen in Schrift und Ornament oder den sonstigen zierenden Beigaben erkennen lassen und äußerst interessante Feinheiten bieten.

Im allgemeinen lassen sich die Lehrbriefe

nach ihrer Ausgestaltung in einige Hauptgruppen teilen: a) in Urkunden nur kalligraphischer (Schönschrift-) Ausführung, meist mit drei- oder mehrfachen Schriftgrößen. Ein wichtigerer Kopfschriftjah, welcher in reichsten, mit kunstvollen Schädelfeln rahmenartig heruntergezogenen Initialen beginnt und in reichen Anfangsbuchstaben fortgeführt ist, setzt sich in der zweiten Linie in etwa halber Größe fort, um in der folgenden nochmals verkleinert allmählich zu der üblichen besseren Kanzleischreibschrift überzuleiten; b) bei einer weiteren Gruppe tritt noch eine Bereicherung durch bekrönende Wappen, Zunftembleme, Girlanden oder andere Gehänge hinzu, während c) zu noch größerem Schmuck über dem Schriftkopf oder am Fuße der Urkunde eine Stadtansicht oder figürliche Darstellungen mit oder ohne zierendes Rahmenwerk angebracht werden. d) Die gestochenen oder radierten Formularblätter zeigen in meist reichem Barock- oder Rokoko-, Louis XVI. und Empirerahmen eingefasste Stadtbilder, figurale Szenen mit und ohne Architekturen, wie die Kupferstecher der jeweiligen Stilperiode in mehr oder weniger reichem Aufbau und erfindungsreichen Ornamenten sich zu ergehen pflegten. Die immerhin noch gewichtige Schrift tritt bei diesen oftmals zurück, hat aber immer noch genug Platz, um in feierlichen Worten die Ernennung des Inhabers zu verkünden. Ein Platz in der Mitte des unteren Randes ist meist dem späteren Ausdruck des Innungssiegels vorbehalten und in der Zeichnung des Randes besonders hervorgehoben.

Der abgebildete Freiburger Lehrbrief in Kupferstich gibt ein Beispiel dieser künstlerischen Dokumente aus dem Ende des 18. Jahrhunderts.

Mögen die vorstehenden Zeilen wieder einen Hinweis auf bisher nur wenig beachtete Klein-Kunstwerke bilden und ihre Wertschätzung in vieler Augen gebührend erhöhen, vor allem aber auch auf gute alte Vorbilder für Neuschöpfungen aufmerksam machen, die jedenfalls zur Ehre des Handwerks in Wortlaut und Form besseres und würdigeres bieten sollen, als unsere Zeit es leider bisher bot.

Die Kohle.

Nach Hofrat Dr. W. Strecker, Leipzig. *)

Die unscheinbaren schwarzen Steine, die Kohlen, flossen uns in glücklichen Friedenszeiten wenig Interesse ein. Erst heute, wo sie uns oft fehlen, und wo ihr Fehlen kalte Wohnungen, kaltes Essen, Dunkelheit und Zufußgehen verursacht und ihr Preis schier unerschwinglich geworden ist, regt sich die Wißbegier vieler.

Seit Millionen von Jahren liegt die Steinkohle im Schoß der Erde für uns bereit. Ueppige Waldungen, meist aus riesigen Farnen und Schachtelhalmen bestehend, wuchsen in tropischer Hitze auf. Die Erdrinde war noch dünn und unruhig, und riesige Erdbeben störten oft die Entwicklung der Pflanzen. Dabei geschah es denn, daß die ungeheuren Holzmassen der Wälder, durch die Energie jahrelanger Sonnenbestrahlung angewachsen, durch Wasser- und Schlammläuten zerstört und zugedeckt wurden. Auf dem Schlammgrund der abgelaufenen Wasser wuchsen dann neue Wälder empor, denen nach längerer oder kürzerer Zeit dasselbe Schicksal bereitete wurde. So türmten denn die Jahrtausende riesige Schlamm- und Steinmassen auf den untergegangenen Wäldern auf. Der ungeheure Druck dieser Massen und die Wärme des Erdkörpers unter Abschluß der Luft bewirkten im Laufe der Jahrtausende eine Verkohlung der Hölzer. Wasserstoff und Sauerstoff verschwanden allmählich und es blieb der Kohlenstoff zurück, sodaß in der ältesten Kohle, im Anthrazit, 95 % reiner Kohlenstoff vorhanden sind.

Jünger als die Steinkohle ist die Braunkohle; ihr Alter zählt nach Jahrtausenden. Sie enthält daher weniger Kohlenstoff und wird an der Erdoberfläche gefunden. Sie kann im Tagebau abgebaut werden, sodaß sie auch entsprechend ihrer geringeren Heizkraft billiger ist. Die jüngste Kohle ist gewissermaßen der Torf, dessen Bildung wir noch heute verfolgen können.

Der Abbau der Steinkohle erfordert ein tiefes Hinabsteigen in die Erdrinde. Erreichen doch die Kohlenlager eine „Mächtigkeit“ von 2000 Meter. Vorläufig baut man sie aber nur bis 1200 Meter Tiefe ab. Denn schon in dieser Tiefe herrscht eine furchtbare Hitze, die nur durch Zuführung von frischer Luft für den Bergmann erträglich gemacht werden kann.

Das gehauene Gut wird durch die Förder-schächte mit Fahrstuhlanlagen an die Oberfläche gefördert, die zu dem Grobkartigen gehören, was man sich denken kann; es sind sozusagen senkrecht fahrende Schnellzüge.

In Tausenden von Schächten werden in Deutschland Kohlen gefördert, und trotzdem wird es etwa 900 Jahre dauern, bis der Vorrat aufgebraucht ist.

Braunkohlen werden gewonnen: 1. am Niederrhein, 2. in der Provinz Sachsen, Thüringen, Braunschweig, 3. Niederlausitz.

*) Anz.: Was man wissen muß, Monatschrift im Verlage Joh. Schorpp, Leipzig.

Da die Braunkohle ihres erheblichen Wasser- und Aschegehaltes wegen große Transportkosten verursacht, wird sie oft an Ort und Stelle in Großkraftwerken verfeuert. So ist während des Krieges in Golpa-Bismorwitz bei Bitterfeld das größte Dampfkräftwerk der Welt mit 150 000 Pferdekraften Leistung zur Versorgung von Berlin entstanden, bei welchem durch ausgedehnte Seilbahnanlagen die frisch geförderte Braunkohle nach kurzer Zeit in dem glühenden Schmelze der Feuerung verschwindet.

Eine zweite Verwendungsart ist die in Form von Briquets, die ja allgemein bekannt ist; unter Zusatz von Pech gedrehte Braunkohlen, die in ihrem Heizwert wenig hinter mittleren Steinkohlen zurückstehen. Ihre Produktion wächst von Jahr zu Jahr, da sie für den Hausbrand sehr nützlich und begehrt sind.

Die Hauptsteinkohlenlager sind:

1. Oberschleissch = polnisch = galizisches Becken von einem Flächeninhalt zwölfmal so groß wie der Bodensee. Die eine hoffentlich in deutschem Besitz bleibende ober-schleissche Hälfte produziert etwa den vierten Teil der deutschen Gesamtförderung. Die in früher russischem Besitz gewesene polnische Hälfte ist noch kaum erschlossen.

2. Das Ruhrgebiet, das 61 % der deutschen Kohlen produziert und die stärkste Ansammlung industrieller Unternehmungen in Deutschland auf einer Fläche von 6200 Quadratkilometern darstellt.

3. Das Saarbecken, welches ein Zwölftel der deutschen Erzeugung lieferte, dessen wir aber zur Zeit berant sind.

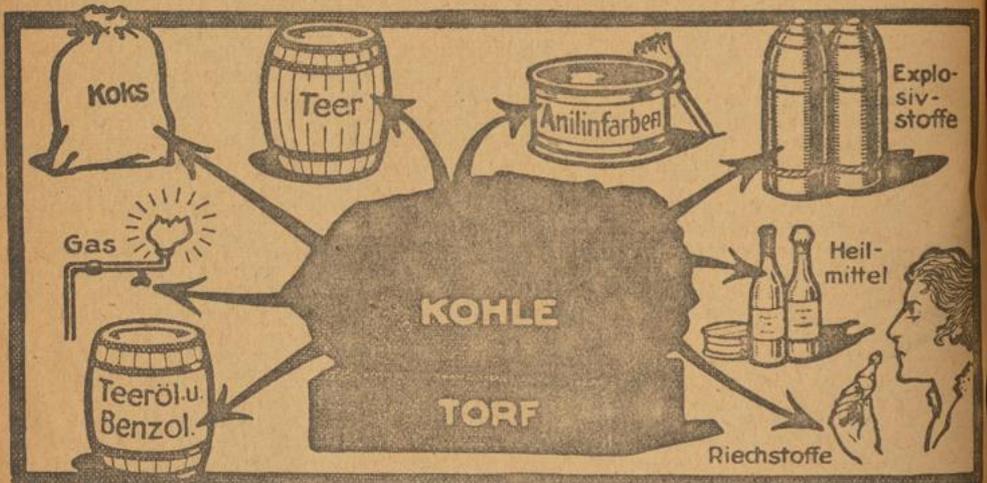
Der Kohlenverbrauch verteilte sich mit etwa 60 % für die Industrie, etwa 24 % für Verkehrswesen (Eisenbahnen usw.) und 16 % für den Hausbrand.

Die ursprünglichste und primitivste Verwendungsart der Kohle ist leider immer noch vorherrschend, nämlich die Verbrennung der geförderten Kohle ohne vorherige Veränderung. Hierbei gehen alle in der Kohle vorhandenen wertvollen Stoffe in Flammen auf; es ist klar, daß eine derartige Verschwendung nicht auf die Dauer weiterbetrieben werden kann. In Deutschland hat man nun in großzügigster Weise die Verwendung der Kohlen in richtigerer Weise zu lenken begonnen, um die wertvollen Bestandteile der Kohle zu gewinnen, und zwar durch die sogenannte Verkokung. Es ist dies eine Erhitzung der Kohle unter Luftabschluß, sodaß keine Verbrennung eintreten kann. Hierbei entweichen alle gasförmigen Verbindungen, in der Hauptache Kohlenstoff-Wasserstoffverbindungen, sowie Wasserdampf, etwa enthaltener Schwefel und die in den ehemaligen Pflanzenzellen als Eiweiß enthaltenen gewesenen Stickstoffverbindungen. Diese Stoffe werden in gekühlten Röhren aufgefangen, wo sie teilweise wieder in flüssigen Zustand übergehen.

In dem Verkokungsgefäß bleibt ziemlich reiner Kohlenstoff in Form von Koks zurück. Aus einer Tonne (= 1000 kg) Kohle gewinnt man etwa: 700 kg Koks, 300 cbm Leuchtgas, 50 kg Teer, Ammoniakwasser, Cyan, Schwefel und Graphit.

Das großartigste Produkt der Verkokung, wenn wir die Fülle der aus ihm zu gewinnenden Gaben betrachten, ist der Teer. Eine ungeheure Menge von Dingen stellt die chemische Industrie aus ihm her, und die weitesten Möglichkeiten sind geeignet, einen Hoffnungsstrahl zu werfen auch in die schwerste Zeit. In riesigen Retorten von bis 60 000 kg Fassungsvermögen wird der Teer einer nochmaligen Vergasung (Destillation) unterworfen. Und zwar ist es eine sogenannte „fraktionierte“ Destillation, d. h. wenn eine bestimmte Temperatur erreicht ist, wartet man so lange, bis nichts mehr verdampft, und geht dann erst mit

Der der Menge nach größte Teil der Teer-erzeugnisse sind die Teerfarben; vor dem Kriege wurden sie auf der Erde im Werte von 150 Millionen Mark hergestellt, wovon auf die deutsche Industrie 120 Millionen fielen. Außer zum Färben von Stoffen, wo die deutschen künstlichen Farben durch Billigkeit und größere Beständigkeit das in den englischen Kolonien erzeugte Krapprot verdrängten, sind die künstlichen Farben von ungeheurer Bedeutung zum Färben der Bazillenpräparate für das ärztliche Mikroskop, da sie in den meisten Fällen die Entdeckung dieser unheimlichen Schädlinge durch intensive Färbung erst ermöglichen. Größte Wichtigkeit für die leidende Menschheit haben die aus dem Teer hergestellten Heilmittel, deren Zahl groß ist. Wer sollte wohl nicht die Namen: Aspirin, Antipyrin, Pyramidon, Salvarsan, Lyso, Karbolsäure usw. kennen?



der Temperatur höher. Bei der ersten Erhitzung bis 180 Grad gehen die leichten Oele über:

1. das Benzol, das wachsende Bedeutung als Ersatz des teuren Auslandsbenzins (Destillat des Petroleum) erlangt;
2. das Toluol, welches Grundstoff zu einem stark wirkenden Sprengstoff ist.

Wenn die Erhitzung auf 220 Grad steigt, bequemen sich auch die Mittel- oder Karbolsäure zur Verdampfung, deren Verarbeitung ein Teil der künstlichen Farben, z. B. Indigoblau und Alizarin liefert.

Bei Erhitzung bis 280 Grad werden die Schweröle überdestilliert, die die Schmieröle liefern und den billigen Brennstoff für die berühmten Dieselmotoren darstellen. Diese Oele sind gewöhnlich unter dem Namen Teeröle gemeint.

Das bei 400 Grad übergehende Destillat ist das sog. Anthracen, das ein Hauptgrundstoff für die aus Unglaubliche grenzende Vielseitigkeit unserer chemischen Industrie ist.

Wertvoll sind ferner die sehr ausfuhrfähigen Duffstoffe, deren andere Völker, wie z. B. die Russen, ungemein bedürfen; der Süßholz „Saccharin“, der künstliche Kautschuk und die vielen Ersatzstoffe für das feuergefährliche Zelluloid.

Auf die neuesten Errungenschaften in der Ausnutzung der Kohle, wie die Tiefemperaturverkokung, deren Produkt der Urteer ist, und die Verflüssigung der Kohle, der man in letzter Zeit nahe gekommen zu sein scheint, einzugehen, fehlt hier leider der Raum; ein Blick in dieses Gebiet und seine unendlichen Möglichkeiten gehört zum Tröflichen, was wir Deutschen von heute haben.

Möge der Leser aus diesen kurzen Ausführungen die Gewissheit schöpfen, daß die Kohlen- schätze Deutschlands auf einem Gebiet von ungeheurer Wichtigkeit und Ausdehnung, begünstigt von dem unerreichten Hochstand unserer chemischen Industrie, zur Gesundung unseres Vaterlandes erfolgreich beitragen werden.

H. M.

men. Dahinter versteckt liegen die sauberen Häuschen vor üppigen Gärten, und freundliche Kinder begrüßen den Fremden mit „Grüß Gott“. Ungefähr 800 Menschen ist diese Kolonie eine Heimat, die schon größtenteils da geboren sind. Die Schule und ein großer Saal für sonntägliche Andachten spielen im geistigen Zusammenschluß der Gemeinde eine hervorragende Rolle. Wenngleich die Kinder schon im Verkehr mit den Eingeborenen arabisch sprechen lernen, so ist doch ihre Muttersprache unverfälscht erhalten geblieben. Heimatliche Anklänge findet der Fremde in charakteristischer Weise vor allen Dingen in den Wirtschaften und dem Gasthaus.

Lastauto mit den Soldaten zum Bad ans Meer, und zahlreich waren die Ausflüge, die von dort aus unternommen werden konnten. An der Küste entlang führt eine Wanderung zur Feste Athlith, die von Tempelrittern zum Schutz der Kreuzfahrer erbaut wurde. In der entgegengesetzten Richtung liegt die alte Feste Akko, in der noch Geschütze aus der Belagerungszeit Napoleon I. zu sehen sind. Dorthin bringen um die Erntezeit im Juli Tausende von Kamelen die Weizenernte aus dem Gauran, damit sie von da weiter mit dem Schiff verfrachtet werde.

Der Ausblick von den Terrassen in den Morgen- und Abendstunden ist ein besonderer Ge-



Haifa mit M.-K. Kolonie im Hintergrund.

Während des Krieges hat sich die Hilfsbereitschaft unserer Landsleute im schönsten Licht gezeigt. Während die Männer im Heeresdienst ihre wertvollen Kenntnisse von Land und Leuten zur Verfügung stellten, leisteten die Frauen und Mädchen Hilfsdienst in aufopfernder Weise. Viele Wochen hindurch sah man sie beschäftigt, um aus Orangen und Zitronen Mus und Saft für die Fronttruppen herzustellen. In vielen Privathäusern waren erholungsbedürftige Soldaten untergekommen. Das Lustkurhaus der Kolonie oben auf dem Karmel wurde für deutsche Truppen restlos zur Verfügung gestellt. Wer das Glück hatte, dort einige Zeit zu verbringen, wird mit frohen Erinnerungen heimgekehrt sein. Täglich fuhr ein

Im Norden ragt, bis in den Frühlommer, schneebedeckt der Hermon aus den Bergen des Libanon. Südwärts an der Küste ist der Hafensplatz Jassa zu erkennen. Im Westen grühen die Berge, an deren Hang sich das Städtchen Nazareth schmiegt.

Als im Herbst 1918 die englische Herrschaft in Palästina begann, feste für die Deutschen eine harte Zeit ein. Die Männer wurden, soweit sie nicht in Gefangenschaft geraten waren, interniert, die schönsten Häuser wurden von den Besatzungsstruppen belegt und die gesamte deutsche Habe beschlagnahmt. Manche Familie ist aus Kummer über diesen Umsturz der Verhältnisse nach Deutschland zurückgekehrt und hat ihr schwer erarbeitetes Eigentum im Stich

gelassen. Allmählich wurden die Verhältnisse wieder geordneter und es begann ein Aufbauen nicht nur der zerstörten Gebiete, sondern namentlich der alten Geschäftsverbindungen. England hat offiziell die Rückkehr aller

vertriebenen Palästina-Deutschen gestattet. Ob aber die ehrlichen Schwaben die englische Naturalisierung, die zweifellos erzwungen wird, überwinden, erscheint mindestens zweifelhaft.



Deutsche Soldaten beim Apfelsinenkauf.

Ein Erlebnis des Zentralverbands der Veteranen und Krieger der Deutschen Armee in Philadelphia. *)

Nach der Kriegserklärung Amerikas an Deutschland waren für uns altgediente Soldaten die schönen Tage kameradschaftlichen Zusammenseins und regen Vereinslebens vorüber. Wir wurden unter Aufsicht gestellt, zumal der Vorstand des Verbandes und seine ersten Beamten. Wir gaben daher die Parole aus: Mund halten! die auch jeder Kamerad befolgte. Trotzdem kamen natürlich unbegründete Anklagen gegen uns, wenn auch bloß in der verheßten englischen Presse. Eines Morgens las ich in der Zeitung: „Der Zentralverband exerziert seine Mitglieder aller Waffengattungen, um den Amerikanern in den Rücken zu fallen, sobald Deutschland Truppen landen sollte.“ Wir gingen gleich nach der Presse

und verlangten Rechenschaft, konnten jedoch keine befriedigende Antwort erhalten. Aber soviel fanden wir heraus, daß die Hecker von Engländern nicht gedacht hatten, daß der Deutsch-Amerikaner loyaler war, als er selbst. — Aber unsere Parole blieb: Maul halten und abwarten.

Adam Amend, Präsident.

*) Die Kameraden des Kriegerbundes wissen, daß der Zentralverband unter seinem langjährigen, überaus tätigen Präsidenten Herrn Adam Amend auch in seinem Adoptivvaterland treue Kameradschaft für seine alten Waffenbrüder im deutschen Kriegerbund hegt und durch reiche Geldspenden an diesen hervorragend betätigt. Vorstehendes Erlebnis zeigt, mit welcher vergifteten Waffe der Lüge und Verleumdung die Engländer arbeiten.

Fröhlicher Anhang.

Fahrend Volk.

Von Lina Sommer.

Wage mit 'me Geilche dra' —
Offe, Bett, Disch, Schtuhl un
Schrant;

An 'me Schtrick e Künschtler-Gääs —
Alles sauber, alles blank.

Rüwe, Grumbeer, Kraut un Kohl,
Iwerall der Disch gedeckt;
Un mer glaabt gar nit, wie gut
Anner Leit ihr Sach ääm schmeckt!

In der Welt kutschiert mer 'rum,
Froh begrüßt vun Jung un Alt;
Zahl kää Miet, kää Personal,
Lobt sich nieder, wo's ääm g'fallt.

Uf dem Pläkel vor der „Lind“:
„Künschtarena erschter Klaf!“ —
Un der sechzeh'jährig Du
Macht als dummer August Schafz.

Die Direktorin — do gukt her —
Kodi Blus' mit Duppe drin,
Rassig, massig, schbiehlt des Lied
Vun de kläne Fischerin.

Un er selbscht, der Prinzipal,
Präsentiert die Künschtler-Gääs,
Wo wahrhaftig schon viel mehr
Als e A-B-C-Schütz wääf!

's Döchterle — fei' in Trikot —
Klettert flink uf's Sääl enuf,
Un des lieve Publikum
Reißt entzückt die Lage uf.

„Jesses, Jesses nää, die Krott!“ —
„Schun so g'schickt un noch so jung!“ —
„Ach, wenn die mei' Schäkel wär!“
Feier, Flamm — Begähterung!

Amer — wann der Deller kummt,
Drückt sich jedes flink und still
Un kää Mensch bedenkt dabei,
Daz die Kunscht aa lewe will!



Grabchrift.

Von August Gauthier.

Do schloft Jörg Jägerschmidt, e Schriener- | Am Werdig hat 'r g'schafft, am Sunndig
g'fell. | bet't,
Si Seel isch welleweg nit in d'r Höll. | Un allbot mich als usg'ucht, 's Molers Rätt.
Süehl het 'r g'macht bi Lewiszit un Disch, | Gott gib em d' ewig Ruch
Au seller, wo ins Krüzwirts Ruchi isch. | Un Knöpfli g'nue.

Die henn em g'schmeckt am allerbestde als,
Vorab mit Krächerli un Ankeschmalz.
G'molt vun mim Bruder Naz un dacht vun
mir:
Kathrine Ruenz, Wirtsköchi z' Dwerwier.

Steuerprogramm.

Aus einem alten „Sinkenden Boien“.

Besteuert den Zopf und den Schlendrian,
 Den musikalischen Größenwahn,
 Das öde Klaviergeklimper,
 Besteuert den Pfsücher und Stümper,
 Besteuert Falschheit und Unnatur,
 Besteuert bemalte Wangen,
 Besteuert die turmhohe Kopfrisur,
 Besteuert die Schleppen, die langen,
 Besteuert die Zänker und Krischer,
 Besteuert die Frevler an Bacchus Ruhm,
 Besteuert die Fälscher und Mischer,
 Besteuert die Hoffart, besteuert den Neid,
 Besteuert die wäss'rigen Dichter,
 Besteuert kleinmütige Traurigkeit,
 Besteuert die sauren Gesichter,
 Dann füllen sich des Reiches Kassen:

Man braucht das Brot nicht zu verteuern,
 Man braucht das Licht nicht zu versteuern,
 Kann Brot und Licht den Armen lassen.

Kindermund.

Die Mutter kommt mit ihrem fünfjährigen
 uns an einem Karussell vorüber und der
 eine will durchaus fahren. — „Aber Hansi,
 geht doch nicht, du hast doch Trauer, Groß-
 i ist doch erst vor acht Tagen gestorben.“ —
 h, Mutti, dann laß mich doch da auf dem
 parzen Pferd reiten!“

Lottchen, du mußt an Vater wieder ein
 eichen schreiben!“ — „Was soll ich ihm denn
 eiben?“ — „Na, du kannst ihm ja erzäh-
 daß jetzt so schönes Wetter hier ist, und
 n: was ihr in der Schule lernt.“ — Der
 es lautete: „Lieber Vati! Gott sah alles
 was er gemacht hatte, und siehe da, es war
 er gut. Da ward aus Abend und Morgen
 sechte Tag, und das Wetter ist hier sehr
 n, und sonst geht es uns gut. Mit Gruß
 i! Deine Lotti.“ R. Zoosmann.

Ein Rudel Kinder sind zu einer Landpar-
 zum Dunkel, an heißem Sommertag. Gegen
 nd sprenat der Dunkel die Rosenbeete mit
 Schlange. Die Kinder umjubeln und
 ecken den Wasserstrahl. Plötzlich eine
 e: „Dunkel! wir ziehen uns aus und du

sprichst uns, bis wir ganz naß sind!“ — Gut.
 In lustigem Tumult entschält sich bald eine
 Putengalerie lieblichster Art und tiefster Un-
 schuld, Knaben und Mädchen. Was erwachsen
 ist, sieht in heiterer Andacht dem Spiele zu
 und schimmert davon. Endlich heißt es: den
 Becher dieser Lust abgesetzt, sich getrodnet und
 in die Kleider. Aber diese sind alle auf einen
 Haufen geschmissen worden im Trubel der
 Entkleidung, und nun entsteht ein großes und
 langes Suchen und Reizen und Streiten, bis
 jedes das Seine wieder hat. — Der kleine
 vier- oder fünfjährige Willi hat glücklich sein
 Hemd erwischt, kann aber sein Höschen nicht
 bekommen. Wimmernd hüpf er herum: „Wo
 ist denn meine Hof' — meine Hof' — Tante
 Anna! wo ist denn meine Hof' — meine
 Hof'?“ — Die junge Tante, die ein wenig
 die Ordnerin spielt, verwehrt ihm das Getu'.
 „Aber ich schäm' mich doch so! — ich schäm'
 mich doch so!“ wimmert er weiter und klemmt
 die Beinchen zusammen. — „Aber geh doch!“
 sagte das Tantschen, „vorhin bist du ja ganz
 nadtig herumgehoppft!“ — „Ja, aber im Hemm
 — im Hemm!“ E. Gött.

Natürliche Erklärung. „Warum führen
 die Türken einen Halbmond in der Flag-
 — „Ja mei, die andere Hälfte werden
 die Engländer schon lang annektiert
 en!“

Frau Müller trifft eine Freundin, und es
 pinnt sich folgendes Gespräch: „Ist Ihr
 in auch schon eingezogen? Was ist er
 n?“ — „Musketier.“ — „Da hat er es
 viel besser als mein Junge. Der ist An-
 erist und muß alles zu Fuß machen.“

Som Exerzierplatz. Nathan (beim Rom-
 do „Schwärmen“): „Nu' wie heißt, schwär-
 ; bin ich ä Idealist?“

Der Unentwegte. „Alles läßt sich ver deut-
 i, sag' ich Ihnen. Man muß nur wollen.“

Für die Advokatinnen wissen Sie keinen
 reichenden deutschen Ausdruck?“ — „Gott,
 n Sie ganz einfach: Alageweiber!“

Er: „Fräulein Olga, so möchte ich Sie
 ch's ganze Leben führen. — Sie: „D, es
 ägt bis zum Standesamt — dann finde
 mich schon weiter!“

Vorsicht. Ein Bauer ging zu einem Advoka-
 ten und erzählte ihm einen Streit, den er
 mit seinem Nachbar habe. Dann fragte er:
 „Wenn ich klagen sollte, würden Sie meinen
 Prozeß führen und würde ich ihn gewinnen?“
 — „Ganz gewiß! Ich würde ihn annehmen
 und ihn für Sie gewinnen!“ — „Sind Sie
 dessen sicher?“ — „Ja! Ganz sicher!“ — „Nun,
 sagte der Bauer, „ich werde nicht klagen, denn
 ich habe Ihnen die Prozeßgeschichte meines
 Feindes erzählt.“

Logik. „I kann net arbat'n; — bal i ar-
 beit, schwis i, und bal i schwis, rutscht mer
 d' Arbeit aus die Händ'.“

„Was hast du denn da für einen merkwür-
 digen Briefbeschwerer, und ein Gewicht hat er,
 unheimlich!“ — „Menschenskind, du bist wohl
 verrückt, das ist ja der selbstgebundene Weih-
 nachtsfuchen von Mayer III!“

„Ich höre des Nachbars Hahn gar nimmer
 krähen?“ — „Kein Wunder, bei den hohen
 Eierpreisen hat er nicht mehr nötig, Reklame
 zu machen!“

Vaterländische Uneigennützigkeit.

Der alte Blücher erhielt am 19. September 1813 die Nachricht, daß sein Sohn, der Oberst eines Husarenregiments war, in französische Gefangenschaft geraten sei. Anfangs wollte er das gar nicht glauben. „Mein Sohn kennt seine Pflicht zu gut, als daß er sich je ergeben würde, solange er lebt!“ meinte er. Aber bald wurde die Nachricht dienstlich bestätigt. Der Oberst v. Bl. war schwer verwundet worden und fiel in diesem Zustand in die Hände der Feinde. Das beruhigte den alten General. „Mein Sohn hat seine Pflicht erfüllt, aber das Regiment, das seinen Oberst liegen ließ, verdient einen schweren Vorwurf!“

Kurze Zeit darauf schlugen die Franzosen vor, den Oberst v. Bl. gegen einen ihrer Offiziere einzutauschen, der unversehrt von den Preußen gefangen war. Blücher liebte seinen Sohn zärtlich, aber sein Empfinden als Soldat brachte keine väterlichen Gefühle zum Schweigen. Er schlug den Vorschlag ab. „Man ihm seine Haltung vorwarf, sagte er: „Ich hätte gegen die Interessen des Vaterlandes gehandelt, wenn ich unsern Feinden einen gesunden, kampffähigen Gefangenen übergeben hätte, um einen Verwundeten einzutauschen, der kampfunfähig ist.“

Antwort an seine Reider.

Lejeune, Herzog von Danzig, französischer Marschall und einer von Napoleons berühmten Generalen war zuerst ein einfacher Soldat gewesen. Eines Tages erhielt er den Besuch eines seiner Freunde, der Unteroffizier geblieben war. „Man muß gestehen, daß du ein unerhörtes Glück gehabt hast,“ meinte dieser. „Du hast ein Palais, hast Wagen und Pferde und ich bin ein armer Teufel geblie-

ben!“ — „Möchtest du das alles haben?“ fragte der Marschall. — „Ja, natürlich!“ — „Nur die Sache ist höchst einfach. Geh mal in den Hof hinunter. Ich werde an jedes Feind zwei Soldaten stellen. Sie sollen auf dich schießen. Wenn du von keiner Kugel getroffen wirst, dann gebe ich dir alles, um was du mich jetzt beneidest. Anders bin ich auch nicht dazu gekommen.“

Zum Inhalte.

Der Zweck, dem unser Kalender dient, ist jedem Bundesmitglied bekannt. Dem Unterstützungsjahre („Kriegerhilfe“) sollen durch den Verkauf neue Mittel zugeführt werden. Wir haben versucht, die praktische Aufgabe nach der ideellen, künstlerisch-originalen Seite hin weiter auszubauen und hoffen damit noch mehr Freunde, auch bisher außenstehende, zu gewinnen.

Wir hätten unser Ziel, das unter keinen Umständen eine Erhöhung der Unkosten verursachen dürfte und nimmer erreicht, wenn uns nicht außerordentliches Entgegenkommen, Verständnis für den Zweck des Kalenders, und uneigennütziges Mitarbeiten von allen Künstlern, Schriftstellern und Verlegern, die um Hilfe angingen, zuteil geworden wäre. Wir bringen an dieser Stelle allen beteiligten guten Geistes dieses Kalenderjahrganges unseren herzlichsten Dank zum Ausdruck. Daß selbst Altmeister Hans Thoma, obwohl kaum von ernster Krankheit genesen, einen Doppelbeitrag schenkte, wird von allen Lesern gewiß ganz besonders hoch eingeschätzt. Mit freudigem Stolz dürfen wir noch nennen:

Urschriftliche Beiträge von: H. Burte, L. Finckh, A. Ganther, H. Hesse, K. Hesselbacher, K. Joho, A. Karrillon, R. Krauß, H. Persch, O. Linde, Fr. Müller (Partienkirchen), W. Riegger, Fr. Schneider, L. Sommer.

(Leider mußten wir in letzter Stunde infolge der an sich erfreulichen, aber unerwarteten Zunahme des Inseratenteils eine Anzahl wertvoller urschriftlicher Beiträge von M. Bittlich, H. Billinger, Hans Frank, Emil Gött, A. Ganther, P. v. Szczepanski für den nächsten Kalender zurückstellen.)

Erstzeichnungen von: C. Becker, O. Gruber, B. Hindenlang, B. Joho, K. Kluth, A. Rieder, G. Schulz, F. H. Sticks (Umschlag und Kalendarium), H. v. Volkmann.

Abdruckerlaubnis gestatteten die Verleger: Georg Müller, München, für die Legende „Die Mutter“ von Karl Röttgers „Der Eine und die Welt“ und für die beiden Gedichte von W. Weigand aus dessen „Gedichtauswahl.“

Eugen Salzer, Heilbronn, für die Gedichte „Am Sunndignomidag“ von A. Ganther und „Brünnel“ und „Aphorismen“ von E. Gött; aus W. K. Hesselbachers „Silhouetten badischer Dichter“ Richard Keutel, Lehr i. B., für die Erzählung „Dorle“ von Fr. Hindenlang aus dessen „Christusreute“ mit Scherenschnitt von Berta Hindenlang.

Georg D. W. Callwey, München, für den Scherenschnitt auf Seite 80.

Gebr. Klingpor, Schriftgießerei Offenbach a. M., für das Gedicht „Du“ von Bogislaw v. Selchow aus dessen Sammlung „Deutsche Gedanken“.

Die Chemigraphische Anstalt von Wilhelm Riegger, Karlsruhe, besorgte die Klischee-Herstellung zu allen Illustrationen; der Inhaber, Herr W. Riegger, gab selbst eine Arbeit mit Originalreproduktionen.

Das Landesgewerbeamt ließ für unsere Zwecke den Druckstock des Freiburger Lehrbriefs herstellen. Die Firma Reiff stellte wieder in allbekanntester Güte und gediegener Ausführung den Kalender her.